

Nur Gartenlaube



Beilage zum „Danziger Courier“.

Friede!

St. de von Ma garete Böhme.

[13]

Lorenz!“
„Louise?“
Eine kleine Pause. „Du sollstest mit zur Beerdigung gehen, Lorenz! Es ist nur wegen — hm — Ihr seid doch eines Vaters Söhne. Und wo es so kommt — ich dachte, der Tod macht Frieden!“

Er antwortete nicht, trommelte nur mit den langen, schmalen, blassen Fingern seiner Rechten auf die weiße, blaubebordete Tischdecke und fuhr sich mit der Linken über das bleiche, bartlose Gesicht.

„Hm — — meinst Du —?“

In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet und ein junges Mädchen trat, die Kaffeekanne in der Hand, über die Schwelle. Ein hübsches, kraushaariges, helläugiges Ding von etwa neunzehn Jahren. Lorenz David Vorbeetens Nichte, Frieda Schmitz, die als „Stütze“ der Tante ins Haus gekommen war.

„Die ganze Stadt ist voll davon. Die Leute haben gestern das Haus gestürmt und fürchterlichen Lärm gemacht,“ plapperte sie, während sie in die goldberänderten Tassen Kaffee schenkte, „’s Trudel soll sehr aufgeregt sein.“

Lorenz Vorbeeten trank seinen Kaffee aus und erhob sich.

„Du tannst meinen schwarzen Anzug zu recht legen, Luise!“

Die große Frau mit den sanften, leidenden Zügen nickte befriedigt.

„So ist’s recht. Nur nicht über das Grab hinaus hassen!“

Lorenz Vorbeetens graues, zweistöckiges Haus hatte früher den Hafenplatz beherrscht; man hatte von sämtlichen Fenstern aus den Hafen übersehen können, unter dessen Mastenwald auch die Schuten und Segler der Firma Vor. David Vorbeeten ankerten. Seit einer langen Reihe von Jahren aber war dem Hause die Aussicht versperrt durch

den roten Prachtbau des Senators Kersten Vorbeeten, Lorenz’ Stiefbruder, der der Stadt ein Stück Straße abgetauft und weit vornaus gebaut hatte. Nur von den Fenstern des ersten Stockwerks sah man noch ein Stück Wasser und ein paar Schiffe; das graue, bescheidene Haus machte einen ganz gedrückten und aschenbrödelhaften Eindruck neben dem gewaltigen Gebäude, an dem seit-



Carlotta Stubenrauch.

wärts noch ein prächtiger, von vergoldetem Gitter umfriedigter Garten sich schloß. Heute, an dem nebelsternen Novembertag, lag freilich auch über dem lachend roten Hause eine melancholische Stimmung. Der Sturm jagte die letzten Blättersegen über das spitzzackige Gitter; in langen Schwaden froh der Nebel über das feuchte Straßengpflaster und erfüllte die Luft mit einem dunkeligen Grau, das jenes trübe, dem November eigene Dämmerlicht erzeugt. Im Schatten der Mauer drängten sich ein paar dunkle Gestalten zusammen, scheu, schüchtern, als fürchteten sie, gesehen zu werden. Dann kam der Leichenwagen angerollt. Gleich darauf wichen die breiten, geschnitzten Eichenthüren im roten Hause Vorbeeten zurück und ein Sarg wurde hinausgetragen und auf den Wagen gehoben, der sich alsbald wieder in Bewegung setzte.

Hinter dem Wagen schritt das kleine Gefolge, dem sich als letzter Lorenz David Vorbeeten angeschlossen hatte.

So zog der kurze Leichenzug dahin durch das graue Gedämmer des Novembertages — sang- und klanglos — ohne Priestergeleit und Glockengeläut. Als er auf dem Friedhof anlangte, dunkelte es bereits und es begann zu regnen.

Die wenigen Herren, welche Senator Vorbeeten das letzte Geleit gegeben, warteten pflichtschuldigst, bis der Sarg in die Gruft gesenkt war. Nach einem kurzen, stillen Gebet zogen sie sich zurück und wanderten heimwärts. Nur einer blieb am offenen Grabe stehen und warf eine Handvoll Erde auf den Sarg, und dieser eine war des Toten Bruder und sein größter Feind! — —

Hu, wie der Sturm an die Scheiben klorrte! Wie es heulte und brauste und schluchzte und wüthete in jespensstischen Stimmen und der Regen gegen die Fenster klatschte. — Unruhig fladerte das gelbe Flämmchen des Nachtlights. Hin und wieder setzte der Sturm aus, um dann mit verdoppelter Gewalt weiter zu toben.

So eine Sturmnacht war es damals gewesen.

Lorenz Vorbeeten konnte nicht schlafen. Zu viele Gedanken umdrängten und beunruhigten ihn.

Sie waren Halbbrüder, er und Kersten, und früh verwaist. Onkel Peter Vorbeeten hatte sich ihrer angenommen und da er Junggeselle war, galten sie für seine Erben. Nach ihrer Konfirmation schickte Peter Vorbeeten seine Nissen als Volontaire zu einem Geschäftsfreund nach Hamburg.

Lorenz hing mit zärtlicher Liebe an seinem jüngeren Bruder, der, schöner und gewandter als er selber, ihm überall vorgezogen wurde. Lorenz war von jeher ein etwas verschlossener Charakter, gewissenhaft in der Erfüllung seiner Pflichten, im übrigen still, weltschmerz und menschenfeind.

Kersten geriet bald in leichtsinnige Gesellschaft und brauchte viel Geld — weit mehr, als sein Onkel ihm als Taschengeld bewilligte. Die gut gemeinten Vorstellungen seines Bruders verpötte er. — Herrgott! Man lebt nur einmal und Jugend will auskosten. — Später ist noch Zeit genug zum Solibewerden.

Dann kam die Katastrophe.

In einer stürmischen Novembernacht kam Kersten totenbleich, verstört, mit dem Ausdruck namenloser Angst auf das gemeinsame Zimmer gestürzt, in dem Lorenz noch bei einer schriftlichen Arbeit saß.

Der begriff erst gar nicht, was der Bruder, der so leidenschaftlich flehend auf ihn einredete, von ihm wollte, und erst allmählich wurde es ihm klar, welche ungeheuerliche, tragweite Zumutung Kersten ihm stellte.

Es handelte sich um einen Wechsel, den er — Lorenz — in des Onkels Namen acceptieren sollte. Lorenz hatte schon in der Schule ein sonderbares Talent zum Nachahmen von Handschriften, das er hin und wieder scherzeshalber anwendete. Vom Lehrer auf die Gefährlichkeit dieser Spielerei aufmerksam gemacht, hatte er sie allerdings ein für allemal unterlassen. Und nun sollte er dem Bruder zuliebe des Onkels Namen auf den Wechsel setzen — den Wechsel fälschen.

Kersten schluchzte und bettelte. Not war allerdings da. Er hatte, um Schulden zu bezahlen, Geld aus der Prinzipalkasse entwendet und in den nächsten Tagen mußte es herauskommen. Ein Freund hatte ihm ein Darlehen in Höhe der entwendeten Summe versprochen, konnte aber erst in acht Tagen das Geld bringen.

Da hieß es Rat schaffen.

Allen Versuchungen der Welt hätte Lorenz widerstehen können, aber nicht den Thränen und der Verzweiflung des Bruders. Und als Kersten nach langem, vergeblichem Flehen nun plötzlich einen Revolver aus der Tasche zog und an die Stirn setzte, da war es mit seinem Widerstand vorbei.

Dem Bruder die Waffe aus der Hand reißen und ihm alles versprechen, was er wollte, war eins — und — dann geschah es, das Folgeschwere.

Das Verhängnis nahm seinen Lauf. Der „Freund“ schaffte das Geld nicht, und Onkel Peter Vorbeeten beanstandete den gefälschten Wechsel. Die Sache kam an den Staatsanwalt und bald war der Fälscher entdeckt.

Onkel Vorbeeten hätte die Sache zwar gern vertuscht, aber das ging nun nicht mehr. Dem Gesetz mußte Genüge geschehen. Lorenz leugnete nicht; nur über den Verbleib der erschwundenen Summe verweigerte er

hartnäckig jede Aussage. Er wurde zu einem Jahr Gefängnis verurteilt.

Ein ganzes, langes Jahr Kerker. — Hu, wie der Sturm heulte! — In Lorenz Vorbeeten's Herzen klopften heiße, zornige Blutwellen. Das war nun alles längst vorüber, aber die Erinnerung fraß ihm all' die Jahre hindurch wie Krebs an der Seele. Wenn er wenigstens den Glauben an die Menschheit gerettet hätte! Wenn Kersten ihn bei seiner Entlassung aus dem Gefängnis erwartet und ihm ein paar liebe Worte gesagt hätte — ein paar Worte der Teilnahme, des Bedauerns. — Aber niemand ließ sich blicken. Der Direktor händigte ihm in Onkel Peters Namen eine Summe Geld ein — zur Ueberfahrt nach Amerika. Das war alles.

Er ging. Als er nach Jahren harter Arbeit mit einem ansehnlichen Vermögen in die Heimat zurückkehrte, war Onkel Vorbeeten tot und Kersten sein Universalerbe. Durch einen Mittelsmann ließ Lorenz das Haus des Onkels kaufen, und gründete eine Korn- und Getreidehandlung darin. Kersten baute damals schon den roten Palast — schräg gegenüber.

Die Brüder kamen nie zusammen; sie waren Feinde. Schuldbewußtsein, Haß und Bitterkeit errichteten unübersteigbare Schranken zwischen beiden. Wo sie einander sahen, gingen sie sich in weitem Bogen aus dem Wege.

Fast zu gleicher Zeit heirateten die Brüder und nach Jahresfrist wurde beiden Paaren ein Töchterchen geboren; zufällig erhielten beide Kinder in der Taufe denselben Namen: Gertrud.

Lorenz Vorbeeten's Kind war kränklich und schwach von Geburt an, während das Trudchen im roten Hause fröhlich gedieh und sich prächtig entwickelte, siechte die andre kleine dahin. Zwei Jahre war sie eben alt geworden, als eine starke Erkältung mit nachfolgender Lungenentzündung sie hinwegraffte.

Lorenz hatte das Kind abgöttisch geliebt; seine Trauer über den Tod des Lieblings kannte keine Grenzen. Und neben dem herben Schmerz setzte sich in ihm ein brennendes, nagendes Neidgefühl gegen die Glücklichen im roten Hause fest, ein finsterner, zehrender Groll gegen das Schicksal, das so ungerecht war. Gibt es denn gar keine Vergeltung, keinen Ausgleich?! War es nicht genug, daß der andre ihn um Ehre und Erbe betrogen, durfte er sich Zeit seines Lebens im Schein des Glückes sonnen, während er — der Betrogene — abseits im Schatten wanderte? Blindes, grausames, unerbittliches, ungerechtes Schicksal.

Wohl wuchs der Wohlstand in Lorenz Vorbeeten's Hause von Jahr zu Jahr, aber niemand nahm Notiz davon. Still und unauffällig gingen die beiden Menschen ihren Weg. Man sah sie nirgends an öffentlichen Orten; Verkehr unterhielten sie auch nicht. Freilich schickten die entfernteren Verwandten dem reichen, kinderlosen Ehepaar stets eine „Vertretung“ in Gestalt einer Tochter, welche „die Alten“ warm halten sollte, ins Haus — eine löste immer die andre ab — aber trotzdem blieb es still und einsam in dem grauen Hause.

Drüben im roten Hause ging es lauter und fröhlicher her. Ein Fest folgte dem andern, und erst als nach Jahren der Tod seinen Einzug hielt und die schöne Frau Elise Vorbeeten abrief, folgte eine Zeit der Stille. Das war gerade in dem Jahr, als Kersten

Senator wurde. Er war überall beliebt, und man erzählte Wunderdinge von seinem Reichtum. Ein wunderbares Glück sollte alle seine Börsenspekulationen begleiten; die kleinen Kapitalisten brachten ihm ihr Vermögen, daß er damit arbeite und es vergrößere — alles glückte ihm ja — rein alles.

So glaubte man. Nur wenige wußten es besser. Und unter diesen wenigen war einer: Lorenz David Vorbeeten.

Er haßte Kersten wie einen Todfeind. Seine Seele hatte sich voll Bitterkeit, Zorn und Rachsucht gefogen. Eine glühende, furchtbare Sehnsucht nach Vergeltung lebte in ihm. Einmal dem Verhafteten gegenüber-treten und ihn demütigen — bis in den Staub demütigen — ja, wie das befehlen, erlösen würde, wie das den Druck nehmen sollte, unter dem er seufzte — das wird Frieden bringen.

Und immer näher rückte der ersehnte Augenblick. In dem Maße, wie sich die weißen, verhängnisvollen, ihm aus dritter Hand zugebrachten Papierchen mit der Querschrift „Kersten Vorbeeten“ in seinem Geldschrank mehrten, kürzte sich die Zeit zur Katastrophe.

Nicht lange konnte es mehr dauern! Wilder, wahnsinniger Triumph!

Da kam das Schicksal und machte wieder einen Strich durch seine gute Rechnung. Vor drei Tagen fand man Senator Vorbeeten tot in seinem Arbeitszimmer: erhängt — irdischen Rachegelüsten entzogen.

Der Kunde des Entsehligen, die mit Windesschnelle die Stadt durcheilte, folgte auf dem Fuße eine andre, noch mehr Schrecken erregende: das Gerücht von Kersten Vorbeeten's Ruin — von dem Bankrott, bei dem Unzählige ihr mühsam erspartes Vermögen verlieren mußten. Stürme der Entrüstung erhoben sich, aber der Tote war allen Anfeindungen und aller Wut entrückt.

Und heute hatte man ihn begraben. — „Lorenz!“

Er fuhr herum und sah starr in das blasse, milde Antlitz seiner Frau, die ausrecht im Bett saß und ihn anblickte.

„Ich denke an Trudchen! Das arme Kind!“ sagte die Frau leise. Und nach einer Weile: „Ich denke an unser eigenes Kind, Lorenz. Wenn unsre Tochter jetzt so verlassen dastände!“

„Nie,“ stieß er rauh hervor, „ich baute mein Haus nicht auf Sand und strebte nicht nach den Wolken.“ Was der Mensch sät, das muß er ernten!

Seine Stimme erstickte in einem heiseren Keuchton. Eine dumpfe Angst vor etwas Unsichtbarem bedrückte ihn; die innere Unruhe ließ ihn nicht schlafen und quälte ihn. — Nur die Vergeltung — Auge in Auge — hätte ihm Frieden gebracht, nun wird er weiter leben mit der ohnmächtigen Wut und Erbitterung im Herzen.

Luise erriet seine Gedanken. „Die Rache ist mein! spricht der Herr,“ sagte sie weich, „sieh, Lorenz, ich denke, es ist doch Deines Vaters Entelin und unsre nächste Blutsverwandte — und sie ist ein so herziges Ding, ich habe immer meine Freude an ihr gehabt, wenn ich sie im Garten sah. Und da wir keine Kinder haben — die andern thun es ja doch nur um der Erbschaft willen, — Frieda freut sich schon wie ein Schneekönig, daß sie nächstens wieder fort darf, ich meine, wir könnten —“ Sie stockte, befangen durch den großen, halb entsehten, halb staunenden Blick, der sich auf sie richtete; dann aber fuhr sie mutig fort: „Sie könnte uns unser Trud-

chen ersehen. Ja, Lorenz, so denke ich. Und nun thue, was Du willst. Aber das bedente nur, daß nichts so froh und leicht und zufriedenen macht, als Gutes thun — — —

Die Frau schwieg und legte sich zurück. Und Lorenz David Vorbeeten erwiderte nichts auf ihre Rede. Draußen aber heulte der Sturm, rauschte der Regen. — — —

Trubchen Vorbeeten packte ihre kleinen Rippfädelchen — Andenken aus der Kinderzeit — in eine Kiste. Ihre Augen waren

„Guten Morgen — Du — Du kennst mich wohl nicht — Gertrud?“

„Doch — Onkel Vorbeeten!“

„Bögernd trat er auf das junge Mädchen zu und fuhr mit der Hand über ihr reiches Blondhaar.“

„Du — Du hast viel Trauer, meine liebe Gertrud!“

Sie nickte unter Thränen.

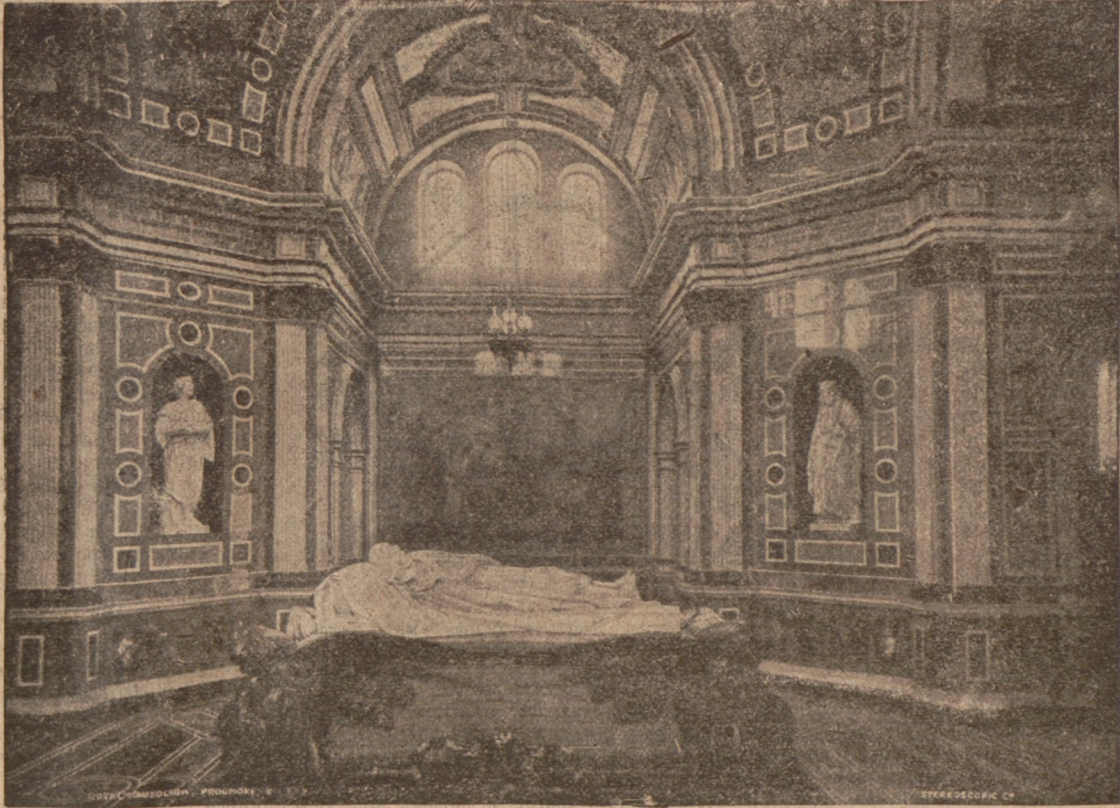
„Und da Du wohl sonst keinen Anhalt hast — hm — meine Frau meint, Du wür-

„Willkommen — willkommen — Trubchen —“

Das Mädchen weinte und küßte die ihm entgegen gestreckten Hände, aber da küßte sie sich umschlungen und an ein Mutterherz gezogen.

„Unser Trubchen. Nun haben wir wieder eine Tochter, Lorenz!“

Der antwortete nicht. Dem Zimmer den Rücken wendend, stand er am Fenster und schaute hinaus in den wogenden Herbstnebel.



Das Mausoleum in Frogmore.

Rechte Ruhestätte der Königin Viktoria von England.

Als der Prinz-Gemahl der Königin Viktoria von England im Jahre 1861 starb, wußte sich die arme Witwe in ihrem trostlosen Schmerze garnicht zu fassen und es drängte sie, in vielen rührenden Zügen ihrer tiefen Liebe zu ihrem Gemahl immer wieder von neuem Ausdruck zu verleihen. In diesem Gedanken ließ sie sich aus eignen Mitteln mit einem Kostenaufwande von vier Millionen Mark das Mausoleum bei Schloß Windsor erbauen, das in Pracht und Großartigkeit seines Gleichen sucht und welches wir unsern Lesern in obigem Bilde vorführen. Während das Äußere des Gebäudes durch seine Einfachheit auffällt, ist das Innere reich und prunkvoll ausgestattet. Gold und Bronze, Granit und Marmor sind in verschwenderischer Weise vereint, um einen würdigen Tempel der Trauer zu schaffen. Kostbare Bildwerke in Basrelief schmücken die Wände, von der himmelblauen Decke, die mit goldenen Sternen besät ist, hängen herrliche Lampen aus Bronze und Gold herab. In der Mitte des Gebäudes, genau unter dem mächtigen Dom, der das Ganze krönt, erhebt sich auf einem breiten Unterlag von schwarzem Marmor der Sarkophag, der die sterblichen Ueberreste des verstorbenen Prinz-Gemahls birgt. Auf jeder der vier Ecken steht man in herrlicher Ausführung kunstvoll in Bronze gegossen vier Engelsgestalten mit gefalteten Händen und ausgebreiteten Flügeln, die gleichsam ihre schützenden Fittiche um den Toten breiten, ihn vor den Unbilden und Mißthätigkeiten der Welt bewahrend. Auf der rechten Seite des Deckels liegt, aus weissen Marmor gemeißelt, das Bild des Prinzen Albert in Lebensgröße in der Uniform eines Feldmarschalls. Die anhängliche Liebe zu ihrem Gatten hat die verstorbene Königin bis zum Ende nicht verlassen und noch einmal in ihrer letzten Bestimmung Ausdruck gefunden, im Tode mit ihm vereint und an seiner Seite beistattet zu werden. Sie hat dicht neben ihm in der prachtvollen Gruft ihre letzte Stätte gefunden.

rot vom Weinen und ihre lieblichen Züge sahen bleich und verhärmt aus. Was war aber auch alles in den letzten Tagen über sie hereingebrochen. Der schreckliche Tod des Waters, und dann die Schande — der Zusammenbruch alles dessen, das sie von frühester Kindheit an mit einem anscheinend festen, sicheren Wall umgeben und alle Sorgen des Lebens von ihr ferngehalten hatte. So dunkel und hoffnungslos lag die Zukunft vor ihr, und niemand, niemand auf der weiten Welt, der ihrer sich annahm, auf den sie sich verlassen konnte.

In ihre trüben Gedanken versunken, hatte sie das Klopfen überhört und erst als sich die lange, schmale Gestalt eines Mannes über die Schwelle schob, blickte sie verstört auf.

„best wohl zu uns kommen, wir haben keine Kinder — willst Du?“

„Wie gern,“ sagte Trubchen mit einem dankbaren Ausleuchten ihrer Augen. „Ach, es ist wirklich zu schrecklich, Onkel, die Schande —“

„Was? Schande?“ Lorenz Vorbeeten richtete sich straff auf. „Ich übernehme die Ordnung der Hinterlassenschaft. Werden erst sehen, ob Schande auf den Namen Vorbeeten zu kommen braucht. Komme jetzt. Meine Frau wartet.“

Frau Luise erwartete die beiden in ihrem behaglichen, mäßig erwärmten Wohnzimmer. Sie hatte heimlich befürchtet, daß ihrem Mann sein schwer errungener Entschluß in elfter Stunde leid würde, nun atmete sie befreit auf, als er mit Trubchen eintrat.

Ihm war ganz seltsam zu Mut, als sei die Vergeltung da, nach der er sich so lange sehnte. Wie wunderbar, es war doch das Kind seines Feindes, das er sich ins Haus geholt, um es zu seiner Tochter und Erbin zu machen. War das die Rache, die er Jahre hindurch erträumte?!

Einen Augenblick sann er nach, dann schüttelte er die grübelnden Gedanken ab. Es war so still und feierlich in ihm, wie nie zuvor, alle Unruhe war gewichen! — Friede!

Für unsre Frauen.

Blumentohlssalat. Der Blumentohl wird rein gewaschen und in Salzwasser weich gekocht. Dann verrührt man das Gelbe von drei Eiern, ein Viertelpfund fein gewiegte Sardellen mit Öl und Essig, Salz und Pfeffer, legt den Blumentohl auf eine Salatschüssel und giebt die Tunke darüber.



Carlotta Stubenrauch. Eine kleine Geigenkönigin wollen wir unsern Lesern im Bilde auf der ersten Seite dieser Nummer zeigen, die sich nicht nur durch die Macht der Töne begeisterte Anhänger zu verhasen weiß, nein, der gleich beim ersten Auftreten durch den unwiderstehlichen Liebreiz ihrer Erscheinung alle Herzen zufliegen müssen. Es ist eine junge Berlinerin, die schon im zarten Alter von sechs Jahren durch ihr ungewöhnliches musikalisches Talent Aufsehen erregte und bereits als neunjähriges Mädchen in der Berliner Singakademie an die Öffentlichkeit trat und reiches Lob erntete. Nach weiteren vier Jahren, die sie weidlich zu tüchtigen Studien benutzte, erhielt sie schon eine Einladung zu einer achtmonatlichen Kunstreise nach Amerika, wo ihr in allen größeren Städten, die sie auf ihrer Tournee berührte, die lebhaftesten Ovationen bereitet wurden. Nach Deutschland zurückgekehrt, gab sie bald eigene Konzerte, die sie als vollendete Künstlerin mit hochentwickelter Technik und tiefem individuellen Empfinden zeigten. Möge sie sich auch auf ihrer ferneren Virtuosenlaufbahn die Sympathien des Publikums wie bisher in reichstem Maße zu erhalten wissen.



Ratten als Heiltänzer. Als König Philipp V. von Spanien seinen Einzug in Madrid hielt (1701), ließ ein Spanier um Audienz bitten. Er wurde vorgelassen und sprach: „Eure Majestät! Ich habe Euer Majestät ein neues Wunderwerk darzustellen, welches bis jetzt noch keines Menschen Auge gesehen hat. Es gehört mit dazu, den Erfindungsgeist eines Volkes zu beweisen, welches Ew. Majestät beherrscht. Es verdient daher, von Ew. Majestät bewundert zu werden und ist das allermerkwürdigste Schauspiel, welches jemals gesehen wurde. Ja, ich bin überzeugt, daß mein gnädigster Herr, ob er gleich der größte und mächtigste König der Erde ist, doch niemals so etwas höchst Seltsames gesehen hat, als meine auf einem Seile tanzenden Ratten.“ Darauf spannte er ein Seil auf und zog aus einem Kasten sechs mit Ohrgehängen und farbigen Halsbändern geschmückte Ratten hervor, denen die Schwänze abgeschnitten waren. Diese Ratten tanzten nach einem Flageolet allerlei spanische Tänze mit ungemeinem Geschick, so daß der König und alle umstehenden Granden sich höchlichst darüber verwunderten. Der König wollte dem Künstler fünfzig Pistolen reichen lassen; dieser schlug dieselben jedoch aus, dagegen bat er, es möge ihm nur erlaubt sein, seine Ratten in Madrid tanzen zu lassen. Diese Erlaubnis wurde ihm gewährt, und er ließ über sein Haus mit goldenen Buchstaben die Inschrift setzen: „Im Namen des Königs läßt man die Ratten auf dem Seile tanzen.“ Dies zog eine unerhörte Menge von Zuschauern herbei, so daß der Spanier bald zu großem Reichtum gelangte.

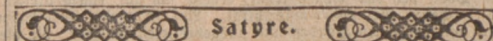
Ein kolossaler Magnet. Amerika, das flassische Land für alles uns ungeheure gehende, besitzt auch den gewaltigsten Magneten, der jemals geschaffen worden ist, natürlich einen Elektromagneten. Colonel King stellte ihn aus zwei alten 82,5 Ctm. Kanonen von je 2400 Kgr. Gewicht her, die er noch mit mehreren Tonnen schweren Eisenplatten verstärkte. Er umwickelte sie dann mit umponnem Kupferdraht von 14 Seemeilen Länge und

schweißte 6 dicke Eisenplatten zu einem Anker zusammen. Dieser konnte durch eine Kraft von 20000 Kgr. noch nicht losgerissen werden, aber die Zugkraft brach bei dieser Belastung. Fünf Kanonentugeln, jede von 150 Kgr. konnten aneinander wie eine Perlenkette an dem einen Pol aufgehängt werden. Ein großer eiserner Nagel, der an die Brust eines mit dem Rücken gegen den Magneten und drei bis vier Fuß von ihm entfernten Mannes gedrückt wurde, stand nach dem Loslassen wagrecht ab. Die ganze



Tagelöhner: „Kreuztaufschapperlot! Heut will's wieder einmal nicht Mittag werden. Vor einer Stunde war's schon halb zwölf!“

Eisenmasse — die Kanonen, das Gestell und der Anker — wiegt über 60000 Kgr. In einer Entfernung von über 20 Meter war der Magnetismus der Vorrichtung immer noch bedeutend, und die Kompaßnadel wurde demgemäß um 45 Grad abgelenkt, und noch in einem Abstände von 85 Meter wurde sie um 3 Grad aus ihrer Richtung gebracht. Ein Arbeiter, welcher, vor dem Magneten stehend, eine geschlossene Drahtspule horizontal vor den Polflächen bewegte, verbrannte sich die Hand, weil der entstandene Strom von solcher Kraft war, daß der Kupferdraht glühend wurde.



Ernst und Scherz.

Vom Himmelszelt kam Jupiter
Zur Erde einst im stillen,
Und zwar, wie uns die Sage lehrt,
Um der Europa willen.

Wer heut erst mal im Himmel drin
Betrachtet als Lappalien —
Europa — Asien — Afrika —
Amerika — Australien.

Von dem Olymp die Sehnsucht treibt,
Mit uns hier anzubandeln,
Der braucht sich wirklich gar nicht erst
In 'n Döfchen zu verwandeln.

Ein seltsames Gmt. In einer Kirchenrechnung des Dorfes Utenbach bei Wolda aus dem Jahre 1625 findet man einen Posten von 15 Groschen an jährlicher Besoldung des Hans Goetmer, „die Schlafenden in der Kirche aufzuwecken“.

Seltene Galanterie. In einem Pariser Kunstausstellungszaale zog ein von Dubuffe gemaltes Bild die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Es stellte die berühmte Tiermalerin Rosa Bonheur dar, stehend, wie sie die eine Hand auf dem Halse eines Stiers ruhen ließ. Eines Tags kam ein Engländer zu Herrn Dubuffe und sagte zu dem Maler: „Ich wünsche das Porträt des Fräulein Rosa Bonheur zu erwerben und ersuche Sie, den Kaufpreis zu bestimmen.“ „Darauf kann ich Ihnen sofort keinen Bescheid geben“, erwiderte Herr Dubuffe, „ich muß vorher einen meiner Kollegen befragen, der den halben Anteil an dem Bilde hat. Der Stier ist nämlich von ihm gemalt. Ich kann nur über das Frauenbild verfügen.“ „Der Stier eben gefällt mir“, entgegnete der Engländer, „nennen Sie mir gefälligst den Namen Ihres Mitarbeiters, ich werde sogleich mit ihm unterhandeln.“ „Ernst Rosa Bonheur selbst!“ Der Engländer besuchte die Dame. Diese erklärte ihm ihrerseits, den Preis eines Gemäldes, das nur zur Hälfte ihr Werk, nicht bestimmen zu können. Sie könnte den Stier verkaufen, jedoch nicht das Frauenbild, welches das Werk des Herrn Dubuffe sei. Das Ergebnis von alledem war, daß das Bild für 15000 Francs verkauft wurde, wovon 7000 auf das Bild des Stiers und 8000, unbedingt aus Galanterie, auf das Porträt von Rosa Bonheur kamen. Ein seltener Fall, in welchem bei der Galanterie diejenige, der sie galt, zu kurz kam.

Spanische Höflichkeit. Einst hatte der Graf Pannonostro die drei Abteilplätze der Diligence nach Segovia gemietet, obgleich er nur zwei derselben in Anspruch zu nehmen gedachte. Unmittelbar vor der Abreise trat ein gutgekleideter Herr zu ihm mit der Bitte, ihm den dritten Platz abzutreten, da kein anderer mehr zu haben sei, und seine Frau, die gefährlich krank in Segovia daniiederliege, seine Ankunft ängstlich erwarte. Der Graf räumte dem Unbekannten den dritten Platz im Abteil ein, ohne sich denselben bezahlen zu lassen. Nach den ersten fünf Stunden der Reise wurde die Diligence von einer zahlreichen Räuberbande angefallen und alle Reisenden wurden ausgeplündert. Als die Thür des Abteils aufgerissen wurde, worin sich der Graf befand, rief der unbekannte Begleiter desselben: „Ich verbiete Euch, die Effekten des Grafen Pannonostro auch nur zu berühren!“ — Er war der Chef der Bande, der auch sofort freundlichen Abschied vom Nachbar nahm und ihm höflich für den abgetretenen Platz dankte.

Erläuterung des Begierbildes aus voriger Nummer:

Unverantwortlich ist es, daß die beiden Tenöre so wenig zuverlässig sind. Doch die Herren können nun nicht länger auf die Säumigen warten. Der Dirigent hebt schon den Taktstock, die Sänger haben bereits die Noten zur Hand genommen, da kommen die erheinten Sängersbrüder, gerade noch zur rechten Zeit. Macht man mit dem Bild eine Wendung nach rechts, so erblickt man den ersten Tenor, sein Kopf ruht auf dem Mantel des Sängers, welcher neben dem Dirigenten steht. Der zweite Tenor, dessen Arm und Hand zugleich das Käpchen bildet, steht dem ersten Tenor gegenüber.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Der Schach-Aufgabe:
1. Zug, KxL, 2. Zug, L, andres leicht;
des Buchstaben-Rätsels: Tanne, Tonne, Tenne; des Rätsels:
Buch, Buche; des Tausch-Rätsels: Scot, Teich, Rofs,
Ether, Isero, Ois, Hissorio.

Zur Nachricht.

In der ersten Nummer des neuen Quartals beginnen wir den Abdruck des höchst spannenden Romans

„Die Tochter des Präsidenten“
von E. Grevy, worauf wir ganz besonders aufmerksam machen.

Plagiat aus dem Inhalt d. Bl. verboten.
Geleg vom 11. VI. 10.

Verantwortl. Redacteur A. Ehring, Berlin.

Druck und Verlag von
Ehring & Fahrenholz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 44.